

(Nachdruck verboten.)

91]

Arbeit.

Roman in drei Bänden von Emile Zola. Aus dem Französischen übersezt von Leopold Rosenzweig.

Lucas, dessen Besorgnisse zerstreut waren, da er Morfain so ruhig sah, lachte.

„Sagen Sie das nicht, unsre Leute würden nur unnötig Angst bekommen. Es würde nichts in Stücke gehen, der Unvorsichtige, der den Draht anrührte, käme allein in Gefahr. Und übrigens ist der Draht fest.“

„Das allerdings!“ rief Dada. „Es würde eine starke Faust dazu gehören, um ihn zu zerreißen!“

Morfain, starr und unempfindlich nach wie vor, hatte sich genähert, und er brauchte bloß die Hand zu erheben, um den Draht zu erreichen. Einige Augenblicke stand er unbeweglich mit seinem tiefgefurchten Gesicht, auf dem kein Gedanke zu lesen war. Aber plötzlich flammte eine solche Glut in seinen Augen auf, daß Lucas von ahnungsvollem Schrecken durchzuckt wurde.

„Eine starke Faust, glaubst Du?“ sagte er mit tiefer Stimme. „Das wollen wir einmal sehen, mein Sohn!“

Und ehe jemand ihn hindern konnte, erfaßte er den Draht mit seinen vom Feuer gehärteten stählernen Zangen gleichenden Händen, drehte ihn und zerriß ihn mit übermenschlicher Kraft, wie ein zorniger Niese die Schmir eines Kinderspielzeugs zerrissen hätte. Ein starker Blitz flammte blendend auf, dem sogleich tiefe Finsternis folgte; und in dieser Finsternis hörte man den Fall eines schweren Körpers, der alte Niese war zu Boden gestürzt wie eine gefällte Eiche.

Man hörte eiligst Laternen herbei. Tief erschüttert, konnten Jordan und Lucas nur den Tod des Greises konstatieren, während Dada weinte und klagte. Der alte Gießmeister schien keinen Schmerz gelitten zu haben; auf dem Rücken ausgestreckt lag er da, ein in der Blut gehärteter Skloß, dem das Feuer nichts anhaben konnte. Seine Kleider brannten, und man mußte sie löschen. Er hatte das geliebte Ungeheuer nicht überleben wollen, den alten Hochofen, dessen letzter Anbeter er war. Mit ihm endigte der primitive Kampf mit den Elementen, endigte das Geschlecht der Bezwingler des Feuers und Eroberer des Metalles, das unter das Sklavenjoch der qualvollen Arbeit gebeugt gewesen, und das mit Stolz seinen Adelsbrief der uralten schweren Mühsal aufwies, unter deren Last die Menschheit einer glücklichen Zukunft entgegenkroch. Er hatte sich hartnäckig der Kunde verschlossen, daß die neue Zeit erstanden war, wo jedem, dank dem Siege der gerechten Arbeit, etwas von der Ruhe, der Erquickung, dem glücklichen Lebensgenusse zu teil wurde, deren früher nur einige, Bevorrechtete sich hatten erfreuen können, auf Kosten der ungerechten Leiden der weitaus meisten. Er fiel als starrstimmiger, weltabgewandter Held der alten, schrecklichen Trone, ein an seinen Amboss gefetteter Cyclop, ein blinder Feind alles dessen, was ihn befreite, der seinen Stolz in seine Unterjochung setzte, und der jede Verminderung des Leidens und der Mühsal wie eine schmählige Entartung von sich wies. Die Kraft der jungen Zeit, der Blitz, dessen Gewalt er hatte leugnen wollen, hatte ihn vernichtet, und er schief nun den ewigen Schlaf.

Zwischen der nächsten Jahre wurden noch drei Ehen geschlossen, die die Klassen noch mehr vermischten, die Bande noch enger knüpften zwischen dem kleinen Volk der Brüderlichkeit und des Friedens, das sich unaufhörlich vermehrte. Der älteste Sohn Lucas' und Josinens, Hilaire, ein kräftiger junger Mann von nun schon sechsundzwanzig Jahren, heiratete Colette, eine entzündende achtzehnjährige Blondine, die Tochter Nanets und Nises; damit kam das Blut der Delaveau zur Ruhe im Blute der Froment und jener Josine, die einst halb verhungert am Thore der Stahlwerke gezittert und geweint hatte. Dann heiratete eine andre Froment, Thérèse, das dritte Kind Lucas', ein großes, schönes, heiteres Mädchen von siebzehn Jahren, Raymond, den Sohn von Dada und Honorine Cassiaux, der zwei Jahre älter war als sie; damit vermischte sich das Blut der Froment wieder mit dem der Morfain, des antiken Arbeitergeschlechts,

und dem der Cassiaux, der Angehörigen des ehemaligen Handels, den die Erchérie zu Grunde gerichtet hatte. Und endlich vereinigte sich die liebenswürdige zwanzigjährige Léonie, Tochter von Blauchen und Achille Gourier, mit Séverin Bonnaire, dem jüngeren Bruder Luciens, der gleichen Alters mit ihr war; und hier verschmolz das sterbende Bürgertum mit dem Volke, mit den rauhen, in ihr Schicksal ergebener Arbeitern der alten Zeit und den revolutionären neuen Arbeitern, die ihrer vollständigen Befreiung zustrebten.

Fröhliche Hochzeitsfeste wurden gefeiert, die glückliche Nachkommenschaft Lucas' und Josinens sollte blühen und sich vermehren, sollte die neue Stadt bevölkern helfen, die Lucas erbaut hatte, damit Josine, und das ganze Volk mit ihr, von dem ungerechten Elend errettet werde. Der mächtige Strom der Liebe, des Lebens verbreiterte sich ohne Unterlaß, verzehnfachte die Ernten, ließ immer neue Menschen entstehen, damit immer mehr Wahrheit und Gerechtigkeit auf Erden werde. Die junge, fröhliche, siegreiche Liebe führte die Paare, die Familien, die ganze Stadt der vollkommenen Eintracht, dem endgültigen Glück entgegen. Und da jede Heirat ein neues, von Grün umgebenes Häuschen dem Boden entwachsen ließ, ergoß sich die Flut der hellen weißen Häuser unablässig immer weiter, erreichte das alte Beauclair und schwemmte es weg. Seit langem war das alte, schmutzige Viertel, in dessen elenden Gassen die Arbeiter jahrhundertlang zusammengepfercht vegetiert hatten, niedergegriffen und verschwunden und hatte breiten, mit Bäumen bepflanzten und von schönen Häusern eingefassten Straßen Platz gemacht. Auch das bürgerliche Viertel war nun schon bedroht, neue Straßenzüge waren durchbrochen worden, die alten Gebäude der Unterpräfektur, des Gerichts, des Gefängnisses wurden, zum Teil erweitert, nun zu andern Zwecken verwendet. Bloß die uralte Kirche stand noch, rissig und haufällig, inmitten eines kleinen, öden Platzes, auf welchem Gras und Unkraut wuchs. Ueberall machten die alten bürgerlichen Erbseitze, die Zinshäuser, brüderlicheren und gesünderen Bauten Platz, die von allen Seiten frei in dem Riesengarten standen, in welchen sich die Stadt allmählich verwandelte, und deren jedes von reichlicher Beleuchtung erhellt und von frischem, klarem Wasser durchrieselt war. Die Zukunftsstadt war nun zur Gegenwart geworden, eine sehr große, schöne, blühende Stadt, deren sonnenhelle Straßen sich immer mehr verlängerten und sich nun schon bis an die Felder der fruchtbaren Roumagne erstreckten.

III.

Es vergingen noch zehn Jahre, und die Liebe, die die Paare vereinigt hatte, die sieghafte und fruchtbare Liebe, ließ in jedem Hause blühende Kinder aufsprießen, in denen die Zukunft heranreifte. Mit jeder neuen Generation verbreitete und befestigte sich die Herrschaft der Wahrheit, der Gerechtigkeit und des Friedens unter den Menschen.

Lucas, der nun schon fünfundsiebzig Jahre zählte, fühlte sich mit dem zunehmenden Alter immer stärker und mühsamer zu den Kindern hingezogen. Nun, da der Städteerbauer und Völkerbegründer, der in ihm lebte, die Stadt seines Ideals aus dem Boden erstehen sah, befaßte er sich hauptsächlich mit den keimenden Generationen, wandte sich den Kindern zu, widmete ihnen alle seine Zeit, im Hinblick darauf, daß in ihnen die Zukunft lag. Sie und die Kinder ihrer Kinder, und mehr noch die Kinder dieser letzteren würden eines Tages das hochentwickelte, weiße Volk bilden, welches seinen Traum einer nur von Gerechtigkeit und Güte beherrschten Menschheit verwirklichen sollte. Die reifen Menschen können nur zum geringen Teil von den Irrtümern und Gewohnheiten befreit werden, in deren Bande der Stabismus sie schlägt. Daher muß man auf die Kinder wirken, muß die falschen Ideen bei ihnen im Keime ersticken, damit sie dem ihnen innewohnenden Entwicklungstrieb ungehemmt folgen und sich zu vollkommenen Wesen umgestalten können. So mußte jede Generation um einen weiteren Schritt vorwärts gebracht, durch jede mehr Wahrheit festgestellt, mehr Glück und Frieden verbreitet werden. Lucas pflegte daher auch mit seinem guten Lächeln zu sagen, die Kinder seien die stärksten und siegreichsten Eroberer seines kleinen, vorwärtsdringenden Volkes.

Bei den großen Morgenrindgängen, die Lucas zweimal wöchentlich durch seine Schöpfung machte, widmete er daher das meiste seiner Zeit und seines Herzens den Schulen und auch den Strippen, wo die ganz Kleinen behütet wurden. Er begann gewöhnlich bei ihnen, ehe er sich in die Werkstätten und Magazine begab, er genoß gleich in den ersten Morgenstunden die Freude über diese fröhliche, in Gesundheit blühende Jugend. Da er jede Woche andre Tage für seine Ueberwachungs- und Ermunterungsrindgänge wählte, wurde er nirgends erwartet, erschien er immer überraschend inmitten der lärmenden kleinen Welt, wo alle ihn als einen fröhlichen und guten Großvater vergötterten.

Au einem prächtigen Frühjahrsorgen wandte also Lucas seine Schritte den Schulen zu, um seinen Kindern, wie er sie nannte, wieder einen Besuch abzustatten. Die Strahlen der Morgensonne fielen in einem Goldregen durch das Laub der Bäume, und Lucas ging langsam durch eine der Alleen dahin, als er, an dem von den Voisgeln bewohnten Hause vorbeikommend, durch eine wohlbekante, liebe Stimme aufgehalten wurde.

Suzanne, die ihn hatte herankommen sehen, war bis zur Gartenthür geeilt und hatte ihn angerufen.

„Ach, lieber Freund, ich bitte Sie, kommen Sie auf einen Augenblick herein. Der arme Mann hat wieder einen Anfall bekommen, und ich bin sehr in Sorge seinetwegen.“

Sie sprach von Voisgeln. Eine Zeitlang hatte er zu arbeiten versucht, unbehaglich in seiner Unthätigkeit inmitten dieses von der Arbeit aller seiner Bewohner surrenten Dienerkorps. Jagen und Reiten genügten nicht mehr, um seine Zeit auszufüllen, und seine Unthätigkeit lastete schwer auf ihm. So hatte ihm denn Lucas, auf Suzannens Fürbitte und um seiner erhofften Umwandlung in einen andern Menschen Vorschub zu leisten, eine Art Inspektorstelle in den Genossenschaftsmagazinen anvertraut, wo er eine nur wenig Zeit in Anspruch nehmende Ueberwachungsthätigkeit auszuüben hatte. Aber der Mensch, der nie etwas mit seinen beiden Händen geleistet hat, der Nichtsthuer von Geburt, hat keine Macht mehr über sich, kann sich in keine Regel, in keine Methode mehr fügen. Voisgeln mußte bald erkennen, daß er zu einer fortgesetzten Beschäftigung unfähig war. Seine Gedanken verwirrten sich, seine Glieder verweigerten den Gehorsam, er wurde von Schlafsucht, von vollkommener Entkräftung befallen. Allmählich glitt er wieder in die Leere seines früheren Lebens zurück, in das vollkommene Nichtsthun, womit er stets nutzlos seine Tage verbracht hatte. Nur fehlte ihm jetzt das Betäubungsmittel des Luxus und der Vergnügungen, und eine ungeheure, entsefliche Langweile überkam ihn, die durch nichts unterbrochen wurde. So lebte er denn dahin und alberte in stumpfsinniger Betäubung über all die unerhörten Dinge, die sich rings um ihn begaben, und die auf ihn wirkten, als ob er auf einen andern Planeten gefallen wäre.

„Hat er Anfälle heftiger Erregung? fragte Lucas.

„Nein,“ antwortete Suzanne. „Er ist nur sehr still und sahen, und ich bin nur deshalb so besorgt, weil sein Wahn ihn wieder erfaßt hat.“

Der Geist Voisgelins hatte sich in letzter Zeit verwirrt. Von früh bis Abend schlich er herum, gleich einem Phantom der Trägheit, irte bleich und verstört durch die wimmelnden Straßen, durch die lärmenden Schulen, durch die dröhnenden Werkstätten, bei jedem Schritte in Gefahr, mitgerissen und überrannt zu werden. Er allein that nichts, während alle andren im überströmenden Frohgefühl der Thätigkeit sich regten und beeilten. Er hatte sich nicht acclimatieren können, seine Vernunft hatte sich unter der Einwirkung all des Neuen um ihn herum getrübt, und da er allein inmitten dieses Volkes von Arbeitern müßig war, wurde er von dem Wahn erfaßt, daß er der Gebieter, der König sei, auf dessen Geheiß alle diese Sklaven arbeiteten und unermessliche Reichthümer zu Tage förderten, über die er nach seinem Gefallen, für seinen persönlichen Genuß verfügte. Die alte Gesellschaft war zusammengestürzt, aber der Begriff von der Herrschaft des Kapitals war in seinem Geiste aufrecht geblieben, und er war in seinem Größenwahn der übermächtige, der Gott-Kapitalist, dem alle Kapitalien der Erde gehörten und der alle Menschen zu seinen Sklaven, zu unterwürfigen Handlangern seines persönlichen Wohlgenusses gemacht hatte.

Lucas traf Voisgeln auf der Schwelle der Hausthür, mit der peinlichen Sorgfalt gekleidet, die er auch jetzt noch auf seine Person verwendete. Siebzig Jahre alt, war er noch

immer der schön sein wollende Geck mit zierlichen Bewegungen, sorgfältig rasiertem Gesicht, das Monocle im Auge. Nur der unstete Blick, der schlaffe Mund verrathen die innere Verwüstung. Einen Spazierstock in der Hand, den glänzenden Cylinder auf dem Kopfe, so war er im Begriff, sein Haus zu verlassen.

„Wie, schon auf den Beinen, schon in Bewegung?“ rief Lucas ihn mit gemachter Heiterkeit zu.

„Ich muß wohl, verehrter Freund,“ erwiderte Voisgeln, nachdem er ihn eine kurze Weile mißtrauisch gemustert hatte. „Wie sollte ich ruhig schlafen, wenn mein Geld und die Arbeit aller meiner Leute mir Millionen täglich tragen und alle Welt mich betrügt? Ich muß meine Augen überall haben, muß allerorten selber zum Rechten sehen, wenn mir nicht stündlich Hunderttausende untergeschlagen werden sollen!“

Suzanne warf Lucas einen bekümmerten Blick zu. Dann sagte sie:

„Ich habe ihm geraten, heute zu Hause zu bleiben. Wozu diese Quälerei?“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Geschichte eines Bibelspruchs. (Schluß.)

Jedem gewöhnlichen Sterblichen erscheint die ausschlaggebende Sentenz, die einem Raftbürgen bei dem Versuch, durch die enge Himmelspforte zu passiren, erwachsenden Schwierigkeiten in Parallele stellt mit den Verlegenheiten eines Kamels, wenn es durch ein Nadelöhr gehen soll, durchaus klar, vollkommen eindeutig, und das gewählte Gleichnis, das höchstragende Christus bekannte Lebewesen und der denkbar kleinste Durchgang, entspricht vortrefflich dem Zweck, eine nach moralischen Begriffen vollständige Unmöglichkeit zum prägnanten Ausdruck zu bringen. Anstoß kam daran sichtlich nur nehmen, wer sich durch die Worte Jesu getroffen fühlt, aber doch für einen anständigen Platz im Himmelreich auserwählt zu sein glaubt, und wer aus der Lehre Christi nur das duldbende, dem Uebel nicht zu widerstehen gebietende Element herauszuschälen beflissen ist, als ein prächtiges Werkzeug zur Erhaltung alles bestehenden Unrechts, dagegen über Jesu Keulenschläge gegen Weisig, Ausbeutung, Unterdrückung wohlweislich mit einem stillen Trommelschlag hinweggeht. Dieser lieblichen Gattung ist denn freilich das fatale Kamel-Gleichnis von jeher ein Dorn im Auge gewesen, den man mit aller Gewalt, mit den spähigsten Kniffen und Pfiffen auszuweichen versuchte. Das einfachste und radikalste Mittel dazu wäre gewesen, die ganze Stelle für eine Interpolation, d. h. ein nachträgliches Einschleichen, zu erklären. Solche Interpolationen, die also nicht von dem Autor stammen, sondern zu irgendwelchen Zwecken später hineingeschmuggelt worden sind, finden sich bei alten Schriftstellern zahlreich und sind auch in der Bibel des öfteren nachweisbar. Wenn das Kamel-Gleichnis unbequem war, für den hätte es dennach nahegelegen, freischweg zu behaupten, dieser oder jener kommunistische Fanatiker habe den ganzen Passus in das neue Testament hineingeschmuggelt. Dies wärlie Hausmittelchen für schwierige Fälle konnte aber nicht zur Verwendung gelangen, weil sich der fragliche Ausspruch Christi nicht bloß in einem der Evangelien findet, sondern sowohl bei Matthäus, als bei Marcus und Lucas zu lesen steht. Er muß also schon in der gemeinsamen Quelle dieser drei Evangelien, den in aramäischer Sprache abgefaßten Reden Jesus vom Apostel Matthäus, verzeichnet gewesen und daraus von den Evangelisten in ihre Darstellung verarbeitet worden sein. Weit entfernt dennach, für untergeschoben gelten zu können, gehört das Kamel-Gleichnis, weil von einem Augen- oder Ohrenzeugen der Scene mitgeteilt, zu den authentischsten, den bestbeglaubigsten Aussprüchen Christi, die überhaupt vorhanden sind. Wenn aber auch demgemäß diese schenliche Versperung der Himmelschür für die Reichen sich nicht durch Annahme einer Interpolation aus der Welt schaffen läßt, so verzweifelte man darum doch nicht daran, die den Reichen in dem Gleichnis angekündigten Schwierigkeiten im Jenseits, wenn nicht ganz zu beheben, so doch möglichst zu mildern. Zunächst versuchte man es mit einer niedlichen Konjektur zur Verbesserung des Textes: ein ganz famoscs Manöver, das sich auf keinen geringeren ersten Urheber zurückführt, als den heiligen Origenes in der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts. Dieser kirchenvater nahm es für seine eigene Person mit der Beobachtung von Christi Geboten sehr genau, indem er nicht nur, von den Freunden und Fernstehenden der Welt zurückgezogen, in freiwilliger Amot und Abgeschlossenheit lebte, sondern sogar auf Grund jenes Ausspruches Christi, wo er denen, die es zu fassen vermöchten, die Selbstkastrierung empfiehlt (Matth. XIX. 12.), sich entmannt hatte. Aber das Christentum hatte damals schon reiche und mächtige Gönner, denen man die Hölle nicht zu heiß machen wollte. Origenes selber war, als die Mutter des Kaisers Alexander Severus, die kluge Rannnaa, sich auf der Durchreise einige Zeit in Antiochia aufhielt, an dem Hof gezogen worden, um der mächtigen Dame über das Christentum Vorträge zu halten, aus denen sie zwar nicht als Belehrlte, wohl aber mit einer gewissen, theoretischen Wertschätzung des neuen Glaubens hervorging. Origenes aber lernte in der höchsten

Atmosphäre die nützliche Kunst des Rechnungstragens, und so begreift man allenfalls, wie seinem Hirn die wie unfreiwillige Komik wirkende Erklärung zu dem Kamel-Gleichnis entspringen konnte: „Kamel nennt aber der Herr an dieser Stelle nicht das Lebewesen, sondern das dicke Seil, woran die Schiffer ihre Anker binden.“ Die komische Wirkung dieses Sätzchens wird freilich auch hervorgerufen durch die loddrige Ausdrucksweise des Origenes. Er meint jedenfalls das nämliche, wie andere Bibelforscher nach ihm: daß „Kamelos“ (Kamel) an dieser Stelle eine verderbte Lesart sei, wofür „Kamlos“ einzusetzen wäre, mit der Bedeutung „Schiffstau“. Das verbessert die Sache aber herzlich wenig. Denn erstens existiert gar kein Wort kamilos, Schiffstau, im Griechischen, sondern ist bloß zur Verbesserung unsres Gleichnisses angenommen worden. Zweitens aber: selbst wenn ein solches Wort wirklich existierte, so könnte es doch zur Weiswaschung des Mohrens nichts nützen. Die Kamel-Lesart findet sich nämlich in allen drei Evangelien sowie in sämtlichen Handschriften des neuen Testaments, woraus sich ergibt, daß die drei Evangelisten das Kamel schon in den Reden des Herrn von Matthäus angetroffen haben müssen. Diese gemeinsame Vorlage unserer griechischen Evangelien aber war in aramäischer Sprache abgefaßt, die unglücklicherweise keine dem Wort für Kamel (gamal) auch nur im entferntesten ähnlich sehende Bezeichnung für Schiffstau kennt. Wäre aber auch die Ausmerzung des Kamels, als einer falschen Lesart, zu Gunsten des Schiffstaus möglich, so bliebe es immer noch ein schwieriges Stück, die Einfädelung in das Nadelöhr zu vollziehen, wollte man auch gleich an die graptösegedachte denken: man müßte also schon notgedrungen ein illirpitanisches Schiffstau von der Stärke eines Bindfadens oder ein Nadelöhr à la Broddingnag von dem Kaliber einer Ankerklüse zu Ruß und Frommen der um ihr Seelenheil besorgten Reichen annehmen. Ohne allen Späß indes, sicher ist, daß, nachdem man sich hatte bescheiden müssen, das betrübende Kamel betrübend vor dem Nadelöhr stehen zu lassen, wohlgenut der Versuch unternommen wurde, dies Nadelöhr hinwegzudenken, es in etwas Durchlässigeres umzuwandeln. Flugs wurde aus dem Nadelöhr eine Stallthüre: da sollte bei den modernen syrischen Bauern die niedere, untere Hälfte der doppelthürigen Stallthür, bestimmt, nur den kleineren Arten des schwerhinwandelnden Viehes, als da sind Bossträger und Vorkentiere, den Eingang zu verlaten, unter dem Namen Nadelöhr landläufig bezeichnet werden, eine herrliche Sache, fernermal durch ein solches Nadelöhr ein klügelich sich selbst erniedrigendes, ganz kleines Kamel mit Nackenbeugen und Unterschlagen der Weine sich wohl hindurchschlängeln könnte. Andre wieder machten die erfreuliche Entdeckung, daß in modernen syrischen Städten der zur Seite des größeren Stadthors für Wagen, Kamele und andres Lastvieh sich findende schmale Thorweg für Fußgänger nach Berichten von Reisenden Nadelöhr genannt wird, was ja noch zweidientlicher wäre als die Stallthüre. Höchst unangenehm ist freilich, daß sich auch nicht der Schatten eines Beweises dafür beibringen läßt, daß schon zur Zeit Christi, bei ganz andren Bevölkerungs-, Sprach- und Kulturverhältnissen, das Wort Nadelöhr auf, sei es Stallthüre, sei es Thorweg, angewandt worden ist, wie ja auch klar ist, daß Christus in diesem Fall einen jede Zweideutigkeit ausschließenden Ausdruck gewählt haben würde. Zudem kommt auch im Koran der Mohamedaner das Kamel-Gleichnis in genau der nämlichen Fassung vor, und ebenso findet es sich im jüdischen Talmud, nur daß hier für das Kamel ein Elefant figurirt. Wenn es denn also dabei bleiben müßte, daß nach Christi Ausspruch mit größerer Leichtigkeit ein wirkliches Kamel durch ein wirkliches Nadelöhr spazieren könnte, als daß ein Reicher ins Himmelreich käme, so verzweifeln darum doch die theologischen Fürsprecher der Reichen nicht an einer glücklichen Lösung ihrer erhebenden Aufgabe, ihre Schützlinge aus aller Fährlichkeit herauszureden. War es nichts damit, auf dem Wege einer psychologischen Konjektur das verwünschte Kamel zu beseitigen, ging es auch nicht an, durch Unterlegung eines andren Sinnes das Nadelöhr zu eslamotieren, so konnte man es doch noch damit versuchen, vermittelt einer geschickten Interpretierung, einer versämigten Auslegung der ganzen Geschichte ihrer Naganwendung im Gleichnis die Spitze abzubrechen. Dazu dienten als Handhabe die Schlüsselworte Christi: „Bei den Menschen ist dies unmöglich, bei Gott aber ist alles möglich.“ Dieser Satz bezieht sich zwar für jeden Menschen von nicht theologisch geschärfter Fassungskraft nur auf die vorausgehende Frage der Jünger: „Wer kann denn gerettet werden?“, sollte für sie, die bei solcher Strenge im Gedanken an ihre eigenen Mängel Besorgnisse hegen wegen ihres Seelenheils, und für Arme ihres Gleichens als Beruhigung dienen. Verdrehende Nabulistik aber konnte sie verknüpfen mit dem Kamel-Gleichnis, um das Seligwerden der Reichen doch als möglich erscheinen zu lassen. In ganz unübertrefflicher Weise vollbringt dies schwierige Kunststück ein englischer Kommentar zum neuen Testament aus der Mitte der achtziger Jahre, wo es nach Bezugnahme auf den Spruch vom Möglichen und Unmöglichen heißt: „Wenn die Worte in ihrer Form allgemein sind, so können wir doch nicht umhin zu fühlen, daß sie den Jüngern ihr eifriges Urtheil zurückzuweisen geschienen haben müssen, nicht nur in Bezug auf die Bedingungen der Erlösung im allgemeinen, sondern auch in Bezug auf den individuellen Fall vor ihnen. Er, der Lehrer, wollte noch hoffen, gegen alle Hoffnung, für einen, in dem Er so viel zu lieben und bewundern gesehen hatte. Ihre weitere Lehre ist natürlich, daß Reichtum, obwohl er viele Versuchungen mit sich bringt, durch Gottes Gnade so gebraucht werden kann,

daß er eine Hilfe, nicht ein Hindernis ist bei jener Befreiung vom Uebel, die in dem Wort „Erlösung“ enthalten ist.“ Bei diesem köhnen Saltomortale der Aus- und Unterlegungskunst ergreift einen solch unangenehme Bewunderung, daß die Worte im Halse stecken bleiben und man nur noch mit Gähb ausruhen kann: „Es ist erreicht!“ Mitgeteilt sei nur noch der denkwürdige Name des geistlichen Taufendstüftlers: es ist der hochwürdige Ch. J. Elliott, Doktor der Gottesgelahrtheit, Inhaber der fetten Pfünde eines Lord-Bischofs von Gloucester und Bristol.

Wer es mit der Auslegung des Kamelgleichnisses ehrlich meint, kann dabei natürlich nicht anders zu Werke gehen, als daß er untersucht, ob und wie es sich in den Zusammenhang der sonstigen Lehre Christi einfügt. Und da stellt sich denn heraus, daß es sich als eine prägnante, anschauliche Zusammenfassung alles dessen darstellt, was Christus bei andren Gelegenheiten über die Aussichten der Reichen für das Jenseits verkündigt hat. Wiederholt spricht er als sein Programm aus: „Den Armen wird das Evangelium verkündigt“, er lädt die Mäheligen und Beladenen zu sich ein, weil ihnen das Himmelreich bestimmt ist. Dagegen erklärt er, weil niemand zugleich Gott und dem Mammon dienen kann: „Wehe euch Reichen! denn ihr habt euren Trost dahin. Wehe euch, die ihr voll seid, denn euch wird hungern.“ Die einzige Möglichkeit für Reiche, selig zu werden, ist die, daß sie ihr Gut verkaufen und den Armen geben; wie er das von jenem reichen Jüngling verlangt, so befiehlt er es noch einmal ganz allgemein: „Verkaufet euer Vermögen und gebt Almosen.“ Nach diesem Gebot verfuhr denn auch der Apostelgeschichte zufolge die erste im Kommunismus lebende Christengemeinde mit solcher Strenge, daß Ananias und Sapphira, weil sie beim Verkauf ihrer Güter etwas auf die Seite gebracht hatten, des Todes sterben mußten. Später kamen dann freilich die Zeiten, wo die Gemeinschaft der Mäheligen und Beladenen, der Reiche nicht hatten angehören können, sich mehr und mehr in eine Schutztruppe der besitzenden Gewalten, der besitzenden Klassen verwandelte. Und da konnte es denn schließlich dahin gedeihen, daß pfäffischer Trug sich erfrechte, das Gleichnis Christi, in dem er den Reichen am schärfsten abgesetzt hat, in sein direktes Gegenteil umzulügen; natürlich rein wissenschaftlich. So sind denn die Geschichte des Bibelspruchs vom Kamel und vom Nadelöhr ein kleines Abbild der Wandlungen, die mit dem Christentum während neunzehn Jahrhunderten vor sich gegangen sind: quantum mutatus ab illo! Wie ist es gegen seinen Ursprung verändert! — a. c.

Kleines Feuilleton.

— Der Einzug des Kaffees in Paris. London ist Paris vorangegangen in der Bevorzugung von Getränken, die Nerven- und Hirnthätigkeit anspornen, ohne schließlich den Kopf schwer zu machen. A. Theinert schreibt hierüber in der „Zagl. Rundschau“: In den letzten Monaten der Cromwellschen Regierung brachte der „Public Advertiser“ vom 19. Mai 1657 eine Anzeige, die, ins Deutsche übertragen, etwa folgenden Wortlaut hatte: „In der Bartholomäusgasse, hinter der alten Mühle, wird solvoßl des Morgens, wie auch um 3 Uhr nachmittags das Kaffee genannte Getränk verkauft. Selbiges Getränk ist ein sehr angenehmes und auch gut als Medizin, insofern es ausgezeichnete Wirkungen hat. Es schlicht die Dehnungen des Magens und hält die Wärme fest; es hilft der Verdauung und beschleunigt die Gedanken; es macht das Herz leicht, heilt entzündete Augen, Husten, Schnupfen, Stoppfuch, Rheumatismus, Ausgehrung, Wasserucht und viele andre Uebel.“

Alle ihm zugeschriebenen vorzüglichen Eigenschaften konnten indes den Kaffee nicht davor bewahren, in England in dem Hintergrund gedrängt zu werden durch das „von dem Chinesen Tschu und hierzulande Thee benannte Getränk“. In Paris hat es der Thee nie zur Popularität gebracht, sobald aber dort auch der Kaffee aus dem Volke sich leihen konnte, die billig zum Ausschank kommende Konstantinopeler Neuheit zu kosten, wurde der Kaffee das, als was er, ungeachtet des seit etwa zwei Dekaden sich reichend steigenden Bierverbrauchs, heute immer noch bezeichnet werden darf: das Lieblingsgetränk der Gallier.

Weit und breit berühmt war im 16. und 17. Jahrhundert, auch noch zu Anfang des 18., die Messon St. Germain, die alljährlich während der beiden ersten Frühlings-Monate abgehalten wurde. Der dem Kloster St. Germain des Prés gehörende Mesplatz lag innerhalb der Stadtmauer und bildete ein großes Quadrat, auf allen vier Seiten umschlossen, von zweistöckigen Baulichkeiten mit Arkaden vor den Innenfronten. In diesen Arkaden waren die Händler mit Furchen und fremdländischen Böckeln, mit Töpferwaren und Porzellan, mit feinen Leinen- und Wollstoffen, und durch die Mitte des freien Platzes liefen vier Budeweihen, in denen alle möglichen in- und ausländischen Produkte feilgeboten wurden. An Wirtshäusern war kein Mangel, und selbstverständlich fehlte es auch nicht an Seiltänzern, Kasperletheatern, Menagerien, Karussells, Musikanten, Gauklern usw.

Inmitten dieses bunten Jahrmarktweihens, zu dem aus allen Provinzen Frankreichs und auch vom Auslande her Tausende aller Stände- und Rangklassen zusammenströmten, erschien zum erstenmal im Jahre 1672 der Ammerer Paskal mit seinem bis dahin dem

großen Publikum noch gänzlich unbekanntem Kaffee, den er von auf- fallend kostümierten Türkenknaben servieren ließ.

Die Verkäufer solch nebenjächlicher Erfrischungen hatten keine festen Buben, sie schlugen ihre ambulanten Stände auf, wo immer sie vermeinten, die besten Geschäfte machen zu können, meist also da, wo die Vorstellungen fahrender Künstler oder die fabelhaften Renommierereien von Quacksalbern große Zugkraft auf die Messe- besucher ausübten.

Pastals heißer, ein köstliches Aroma verbreitender Trank lockte, besonders an kühlen Tagen, zu Versuchen, und es dauerte nicht lange, da war der „Kleine Schwarze“, der „petit noir“, wie die Pariser ihn heute noch nennen, allgemein bekannt und beliebt.

Da die Sache einschlug, fing Pastal an, seine Knaben mit Kaffeelöffeln, unter denen Lampen braunten, mit „Kongat“ und andern orientalischen Süßigkeiten auch in der Stadt herumzuschicken. Sein Ruf verbreitete sich weiter und weiter; Grafen und Barone, Damen der höchsten Aristokratie, Männer und Frauen der Bour- geoisie, gewöhnliches Volk, sie alle lernten das belebende Getränk der „Türken“ schätzen. Im Juli verließ Pastal Paris und im April des nächsten Jahres kam er wieder. Siebzehn Jahre lang blieb der Kaffee-Ausverkauf sein Monopol, niemand dachte daran, ihm Konkurrenz zu machen, niemand schien zu glauben, daß Kaffee überhaupt von einem andern Menschen als einem Türken zubereitet werden könne.

Im Jahre 1689 eröffnete in Paris der Sizilianer Procop gegenüber dem Theater der Comédie Française ein Restaurant. Der Mann hatte die Konzession erworben. Kuchen, Limonade, Ge- freorenes, Nougat und ähnliche Erfrischungen zu verkaufen, und zu den althergebrachten fügte er den Kaffee. Da dieser am meisten be- gehrt wurde, nannte der Sizilianer sein Restaurant „Café Procop“ und dieses ist das erste der Pariser Cafés gewesen. —

t. Ein neuer Entfernungsmesser, der von dem eng- lischen Physiker Professor Forbes erfunden worden ist, hat die mit ihm kürzlich vorgenommenen Prüfungen glänzend bestanden. Die Erfindung von Forbes wird nun endlich die Bestimmung jeder Entfernung bis zu 3000 Metern mit einer Genauigkeit von 98 Proz. leisten, so daß also auf 3000 Meter nur ein Fehler von höchstens 60 Metern möglich bleibt. Der neue Entfernungsmesser besteht aus einem zusammenlegbaren Aluminiumplatt von 6 Fuß Höhe und einem Feldstecher in gewöhnlicher Form. Jedes Rohr des Feldstechers hat an beiden Enden ein doppeltreflektierendes Glasprisma. Die von einem entfernten Gegenstand kommenden Lichtstrahlen treffen das äußere Paar dieser Prismen, werden in rechtem Winkel in das Rohr hinein- geworfen und werden dann an den beiden mittleren Prismen in die Linsen des Periscope hineingelenkt. Der Winkel zwischen den aus den Rohren kommenden Lichtstrahlen kann durch zwei in den Rohren angebrachten senkrechten Drähten bestimmt werden, die mittels einer Mikrometerschraube so gestellt werden müssen, daß sie als eine Linie erscheinen, während der Gegenstand scharf sichtbar bleibt. Die Entfernung des Gegenstandes kam von einer Scala abgelesen werden. Der Apparat giebt die Entfernung für 1500 Meter auf 15 Meter genau an. Das Stativ für diesen Apparat wiegt unter drei Pfund. —

Erziehung und Unterricht.

— Die mittelalterliche Schulordnung zeichnete sich durch eine beispiellose Pedanterie aus. Die Strafen waren mannigfaltig und streng: Wahrung, Memorieren, körperliche Züchtigung mit Rute oder Stock, Degradation, Nachsagen mit und ohne Karzer, und im letzten Fall Entlassung und Ausstoßung. Daß den Lehrern immer wieder eingeschärft wurde, sie sollen nicht zu hart und grausam strafen, die Kinder nicht bis aufs Blut stäupen, nicht mit Füssen treten, bei den Ohren und Haaren aufheben, mit dem Stock oder Buch ins Gesicht schlagen u. dgl., beweist, daß solche Mißhandlung an der Tagesordnung war. Zu der sonstigen Härte kam noch hinzu, daß regelmäßig Ferien von längerer Dauer nicht stattfanden, sondern, je nach lokalen Tradi- tionen und Anordnungen, nur für einzelne Tage verstatet wurden. In der sursächsischen Schulordnung sind außer Sonn- und Feiertagen „nach christlicher Ordnung“ freigegeben: die Jahrmärkte, in den Hundstagen die Mittwochnachmittage, die Somabend- und Feiertag- nachmittage außer Singen und Weiser; sonst nichts.

In allen mittelalterlichen Schulordnungen zeigt sich, wie wenig Freiheit der Jugend zu jugendlich natürlicher Bewegung und Heiterkeit übrig gelassen wurde. Meist wird, wie in der Nordhäuser Schulordnung von 1588, als Regel aufgestellt: „Keine Spiele, sie mögen geschehen mit Würfel, Karten, Federn, Schößknechten, Wällen oder auf andre Weise, sollen ihnen ver- statet sein, es wäre denn, daß ihnen der Rektor erlaube, im Jahre einmal mit dem Balle sich zu beschäftigen.“ Eine seltsame Ver- gründung giebt es schließlich noch für das Verbot, auf Bäume zu klettern; die Lindeburger Schulordnung von 1577 sagt hierüber: „die- weil der Mensch geboren sei, auf der Erde zu leben.“ (Aus K. A. Schmid's „Geschichte der Erziehung.“ 6. Bd. Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhdlg. Nachflg.) —

Aus dem Tierleben.

ss. Die Geschwindigkeit eines Sperbers. Wer Gelegenheit gehabt hat zu sehen, wie ein Sperber seine Beute er-

jaagt, wird beobachtet haben, daß er nicht wie andre Vögel dem Flug seines Opfers in allen Windungen folgt und ihn durch seine Ge- schwindigkeit zu erreichen sucht, sondern überraschend auf seinen Raub zusißt, und zwar entweder vom Zweig eines Baumes herab, oder um ein Gebüsch herum oder auch, indem er sich mit reißender Ge- schwindigkeit aus einer Höhe von mehreren Hundert Metern plötzlich niederfallen läßt. Infolge der Geschwindigkeit, mit der der Sperber auf sein Opfer zusißt, ist er in den Augen eines außer- ordentlich schnellen Vogels gelangt, und doch bleibt er mit Bezug auf die Fluggeschwindigkeit hinter vielen andren seiner geflügelten Genossen zurück. Wenn wir einen Finken oder einen Sperling von einem Sperber überfallen sehen, so bringen wir ge- wöhnlich nicht in Erwägung, daß der angegriffene Vogel nicht in vollem Fluge begriffen war, während der Raubvogel wie ein Wirbel- wind über ihn kam. Wenn der Sperber seine Beute fliegend ent- deckt, so wartet er doch meist einen günstigen Moment ab, wo dessen Fluggeschwindigkeit keine allzugroße ist. Daß der Sperber nicht zu den schnellsten Fliegern gehört, kann man aus seinen Manövern be- urteilen, durch die er einem Verfolger gewöhnlich erfolgreich entgeht. Wenn er sich zum Beispiel von einer Krähe angegriffen sieht, versucht er ihr nicht dadurch zu entkommen, daß er seinen Flug nach Möglichkeit beillt; er macht vielmehr Ge- brauch von seiner Kunst im Schwebeflug, um sich der Gefahr zu entziehen. Es ist auffallend, mit wie geringer Anstrengung scheinbar der Sperber immer höher und höher zu steigen vermag, während die Krähe ihre Flugrichtung und Flughöhe nicht so rasch zu ändern fähig ist. Befinden sich beide Vögel in gleicher Höhe, so hat es die Krähe nicht schwer, den Sperber einzuholen, aber sie fängt ihn nur selten, weil dieser nach ein bis zwei Wendungen sein Heil darin sucht, daß er sich höher aufschwimmt. Es gewährt einen höchst eigenartigen und schönen Anblick, wenn ein Sperber so steil als möglich aufsteigt und seinen weniger geschickten Verfolger das Nachsehen überläßt. So suchen die Vögel, was ihnen an Ge- schwindigkeit des Fluges abgeht, durch dessen kunstfertige Ausbildung zu ersetzen. —

Technisches.

— Schienenabnutzung in den Tunneln. Nach tech- nischen Gutachten sind die Schienen in den Tunneln einer besonders schnellen Abnutzung ausgesetzt. Feuchtigkeit der Luft und zumal der kondensierte Dampf der Lokomotiven in Verbindung mit den kohlen- säure und schweflige Säure enthaltenden Rauchgasen wirken schädlich auf die Oberfläche der Schienen ein. Besonders aber leidet der Fuß der Schienen unter einer dauernden chemischen Einwirkung des feuchten Nieses der Bettung, der beständig das Bestreben hat, Feuch- tigkeit festzuhalten und zu verdichten. Durch Versuche wurde fest- gestellt, daß Eisenbahnschienen im Lauf von sieben Jahren 33 Kilo- gramm an Gewicht verloren haben; das macht im Jahre einen Ver- lust von 1287 Gramm aus. Besonders interessant ist die Beobach- tung, daß bei den in nord-südlicher Richtung verlaufenden Schienen die Abnutzung infolge des Einflusses des Erdmagnetismus eine größere ist. —

Humoristisches.

— Hebertrompft Marie: Was sagst Du dazu, Laura, Karl hat um meine Hand gebeten. Laura: Ja, ja, so etwas erwartete ich. Nachdem er von mir einen Korb bekam, sagte er, er wolle sich ein Leid zufügen. — Immer höflich. Fräulein: Herr Professor, wagen Sie mir ins Gesicht zu sehen und dann zu behaupten, ich stamme von den Affen? Professor: Gml Es muß in der That ein sehr charmanter Affe gewesen sein. — (Jugend.)

Notizen.

— Der Baipalada-Atharva-Veda auf der Tübinger Universitäts-Bibliothek, eine etwa 400 Jahre alte auf Birkenrinde geschriebene Handschrift, und zwar eine der wertvollsten, welche man überhaupt kennt, ist soeben in einer technisch vollendeten Nachbildung der Wissenschaft zugänglich ge- macht worden. —

— Eine internationale Geschichte der Kunst- auktionen in lexikalischer Form ist in Frankreich im Erscheinen begriffen. Das Werk soll alle öffentlichen Auktionen des 18. und 19. Jahrhunderts enthalten und wird 5-6 starke Bände zu je 600 Seiten umfassen; alle Vierteljahre soll ein Band erscheinen. —

— „Susanna im Bade“, der Einakter von Hugo Salus, der lange Zeit von der Censur verboten war, ist frei- gegeben und soll zu Beginn der nächsten Winterpielzeit im Neuen Theater in Scene gehen. —

— Im Theater des Bestens wird mit dem am 1. September beginnenden Winter-Spielplan für die Dienstag- und Freitag-Vorstellungen der Oper und Operette ein erheblich ermäßigtes Abonnement eröffnet. —

— Die besten Bücher-Einbände werden aus Marokko- und Schweinsleder hergestellt; am ungeeignetsten ist Kalbsleder und russisches Leder, die namentlich an den Rückenrändern leicht brechen.

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 11. August.